

Die Wiederkehr des nie Verschwundenen: Zur Relevanz der Ideologieforschung

Schottdorf, Tobias

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schottdorf, T. (2021). Die Wiederkehr des nie Verschwundenen: Zur Relevanz der Ideologieforschung. [Rezension des Buches *Die Rückkehr der Ideologie: Zur Gegenwart eines Schlüsselbegriffs*, hrsg. von H. Beyer, & A. Schauer]. *ZPTH - Zeitschrift für Politische Theorie*, 12(2), 278-284. <https://doi.org/10.3224/zpth.v12i2.09>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Die Wiederkehr des nie Verschwundenen: Zur Relevanz der Ideologieforschung

Tobias Schottdorf*

Beyer, Heiko / Schauer, Alexandra, 2021 (Hg.): Die Rückkehr der Ideologie. Zur Gegenwart eines Schlüsselbegriffs, Frankfurt (Main) / New York: Campus.

Was bis vor wenigen Jahren nur wenige zu prognostizieren gewagt hätten, ist heute zweifelsfrei eingetreten. Das Interesse an der totgesagten Ideologieforschung wurde neu entfacht und das aus gutem Grund. Das Wiedererstarken des Antisemitismus, die Salonfähigkeit rassistischen Denkens und die Virulenz des politischen Islam zeugen ebenso von der übereilten Verkündung eines postideologischen Zeitalters wie der Siegeszug des ökologischen Bewusstseins, die Resonanz esoterischer Bewegungen oder die Allgegenwart des Selbstoptimierungsdiskurses im Plattformkapitalismus.

Wir sehen uns mit einer enormen Pluralisierung ideologischer Konstellationen konfrontiert, die einzufangen sich der gerade erschienene, von Heiko Beyer und Alexandra Schauer herausgegebene Sammelband *Die Rückkehr der Ideologie. Zur Gegenwart eines Schlüsselbegriffs* anschickt. In ihm werden nicht nur ideengeschichtliche Schlaglichter mit konzeptionellen Suchbewegungen verbunden und mögliche Verfahrensweisen der Ideologieanalyse diskutiert; untersucht werden darüber hinaus auch einige der prominentesten ideologischen Formationen der Gegenwart – und zwar aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln. Das ist erfrischend und in vielerlei Hinsicht bereichernd. Entsprechend liegt die wesentliche Stärke des Bandes in seiner inhaltlichen und disziplinären Breite, versammelt er doch vielfältige namenhafte Stimmen, deren Betrachtungen ganz unterschiedlichen soziologischen Traditionslinien verpflichtet sind und die in ihrer Heterogenität gleichermaßen lehrreich wie provokant anmuten. Das macht den Band sowohl für eine begriffshistorisch und theoretisch interessierte Leserschaft als auch für ein empirisch-zeitdiagnostisch orientiertes Publikum attraktiv.

Einschließlich der konzisen Einleitung versammelt der Band 17 Beiträge, von denen sich zunächst fünf den theoretischen Problemen einer adäquaten Bestimmung des Ideologiebegriffs widmen, bevor vier weitere Aufsätze die methodischen Optionen zur empirischen Erforschung mentaler Orientierungen und Überzeugungssysteme ausloten. Die verbleibenden Untersuchungen begeben sich ins ideologische Handgemenge und beleuchten zeitgenössische Phänomene, die oft als Indizien einer Renaissance ideologisch zugespitzter Auseinandersetzungen angeführt werden.

Natürlich wäre es vermessen, behaupten zu wollen, Ideologien hätten nach Ende des Kalten Krieges keine Rolle mehr gespielt. Dafür waren ideologisch aufgeladene Konflikte noch in den 1990er-Jahren zu präsent. Allerdings scheinen weltanschauliche Auseinandersetzungen insbesondere in den letzten Jahren vermehrt ins Licht der Öffentlichkeit zu drängen. Demgegenüber hatte die Ideologieforschung tatsächlich einen schweren Stand, sah sie sich doch mit wenigstens drei Wellen akademischer Skepsis konfrontiert, die ihr den argu-

* Tobias Schottdorf, Georg-August-Universität Göttingen
Kontakt: tobias.schottdorf@uni-goettingen.de

mentativen Grund zu entziehen drohten. Eine solche Delegitimierung betrieben zunächst sowohl konservative Denker wie Daniel Bell, aber auch marxistische Autoren wie Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, die auf je eigene Art und Weise ein Ende der Ideologie konstatierten. Der Poststrukturalismus erteilte dem Ideologiebegriff kurze Zeit später eine erneute und radikalisierte Absage, weil er nicht nur die gesellschaftstheoretische Angemessenheit des Begriffs in Zweifel zog, sondern dessen epistemologische Voraussetzungen ablehnte. Die von Francis Fukuyama vorgebrachte Diagnose, der zufolge der Sieg der liberalen Demokratie eben auch das Ende der Geschichte als eine der ideologischen Grabenkämpfe markiere, ließe sich als Höhepunkt der dritten Welle des akademischen Ideologieverzichts deuten. Ausgangspunkt des Bandes ist nun die Vermutung, wonach die Gründe am Boden dieser Ideologieskepsis nicht länger gegeben seien oder sich zumindest als problematisch erwiesen hätten. Folglich sei es nötig, „den in Vergessenheit geratenen Begriff der Ideologie“ (13) zu reaktivieren.

1. Wo beginnen?

Die Schwierigkeit, derer man sich bei einem solchen Unterfangen bewusst sein sollte, besteht freilich darin, dass der Begriff selbst Gegenstand ideologischer Kämpfe ist, das heißt unterschiedlich gebraucht, definiert und konnotiert wird, er, kurz gesagt, eine „turbulente Geschichte“ (13) hinter sich hat und im Zuge dessen „eine fast undurchschaubare Ausdifferenzierung“ (14) erfuhr. Mithilfe einer Rückbesinnung auf konkurrierende Zugänge ist der erste Teil des vorliegenden Bandes sichtlich bemüht, einige Wegmarken zu setzen, um der Komplexität des Phänomens wie seiner Bestimmungsversuche Herr zu werden.

Ordnung stiften die Beiträge, indem sie zum einen die beiden klassischen Traditionslinien der Ideologieforschung in Erinnerung rufen. Da ist einerseits die an Marx geschulte Linie der Ideologiekritik, die Alex Demirović souverän über Adorno, Gramsci und Althusser rekonstruiert, um nicht nur deren spezifischen Zugang darzustellen, sondern auf deren Relevanz bei der Aufklärung über ideologische Praktiken, Gewohnheiten aber auch „Denk- und Fühlweisen“ (56) zu insistieren. Obwohl er einige Prämissen mit diesen Autoren teilt, verweigert sich der von Mannheim, Schütz, Berger und Luckmann favorisierte wissenssoziologische Ansatz demgegenüber einer normativen Bewertung ideologischer Bestände. Er übt sich in weltanschaulicher Neutralität und „fällt keine Urteile über die Geltung“, sondern allein „über die Genesis von Wissen“ (67). Jan Weyand zeigt allerdings, dass diese beiden paradigmatischen Ansätze keineswegs so inkompatibel sind, wie sie es vorgeben zu sein. Stattdessen würden sie sich, so das Argument, auf unterschiedliche Differenzierungsachsen konzentrieren. Während der wissenssoziologische Zugang Sinnzusammenhänge und Wissensbestände von Gruppen in den Blick nehme, gehe es der Ideologiekritik stärker um „vertikale“ denn um „horizontale“ Differenzierungsformen, weil sie „Privilegien“ (78) und deren legitimatorische Absicherung zwischen Gruppen ins Auge fasse, die sich auf strukturelle Machtasymmetrien zurückführen ließen. Insofern dürfe ein Ergänzungsverhältnis beider Sichtweisen unterstellt werden. Angezeigt ist damit bereits die Tatsache, dass die Geschichte des Nachdenkens über Ideologien deutlich komplexer ist, als die eingangs skizzierte Verfallserzählung nahelegt. Der Beitrag von Christian Schmidt nimmt den poststrukturalistischen Abgang auf die Ideologie

zum Anlass, genauer hinzusehen. Das Werk von Michel Foucault biete durchaus Bezüge, um neu und kritisch über Ideologien nachzudenken. Seine Schriften stellen, beinahe wie wir es von Althusser gewohnt sind, auf die Wechselwirkung von Idee und Institution ab. Der Vorschlag lautet nun, Ideologiekritik mit Foucault als genealogisch verfahrenende Unterhöhnung existierender Wissensbestände und der mit ihnen verbundenen Techniken der Macht zu begreifen, die „ohne ‚reales‘ Fundament“ (108) auskomme.

Statt auf klassische Zugänge zur Ideologiethematik zu setzen, könnte eine andere Option darin bestehen, sich mit den Funktionen und Wirkungsweisen von Ideologien auf unterschiedlichen Ebenen des Sozialen auseinanderzusetzen. Einen makrosoziologischen Zugang präsentiert Isabel Kusche, wenn sie frühe Texte Niklas Luhmanns auf deren ideologietheoretische Gehalte hin abklopft. Dabei seien Verschiebungen zu konstatieren. Während die reife Systemtheorie nämlich weitestgehend auf den Ideologiebegriff verzichte, fungiere dieser in den älteren Arbeiten Luhmanns als wertvolle Kategorie, um „das allgemeine Bezugsproblem der Orientierungsbedürftigkeit von Handeln“ (119) zu lösen. Ideologien böten Schemata, um Werte zu hierarchisieren und Evaluationen von Handlungen und deren Konsequenzen vorzunehmen. Ein Erklärungsangebot für die Rückkehr der Ideologie bestünde dann darin, dass sich im Zusammenhang neuer Technologien eine „Überforderung des Wertmediums“ abzeichne, das heißt „ideologische Routinen“ (134) problematisch werden, was neue Konflikte um angemessene Wertordnungen provozieren würde. Annette Schnabel konzentriert sich in ihren Ausführungen demgegenüber auf eine Konzeptualisierung von Ideologie, die mit Rational-Choice-Modellen verbunden werden kann. Ihr mikrosoziologisches Interesse zielt auf die Erklärung individueller Entscheidungen basierend auf zugrundeliegenden Wünschen und Überzeugungen. Die Relevanz von Ideologien liege darin, dass sie neben legitimationsstiftenden sinnhaft strukturierten Interpretationen von Welt auch handlungsmotivierende Kräfte freisetzen würden. Deren Internalisierung würde in Form „mentale[r] Modelle“ (153) Wahrnehmungen nach Relevanzkriterien selektieren und somit den wahrgenommenen Entscheidungsspielraum präformieren. Gewisse Handlungsoptionen scheinen dann *a priori* neutralisiert. Das stiftet Erwartungssicherheit und trägt dazu bei, „Ambiguität zu vermeiden“ sowie in signifikanten Bezugsgruppen auf „Anerkennung“ (159) zu stoßen. Instruktiv ist der von Schnabel dargestellte Zugang, weil er darlegt, dass weniger der „Verbreitungsgrad“ einer Ideologie über deren Erfolg bestimmt, sondern inwiefern diese im „kleinen Kreis hoch signifikant Anderer“ (163) verankert ist. Einmal mehr zeigt sich damit, dass insbesondere die „innerideologische Konsistenz“ (164), aber auch ein ausgeprägtes Überlegenheitsgefühl gegenüber Außenstehenden Rückschlüsse auf die Persistenz, mitunter auch Radikalisierung ideologischer Denk- und Verhaltensmuster in abgeschotteten Kreisen zulässt.

2. Wie erforschen?

Natürlich ließe sich bereits hier einhaken, um zu zeigen, wie sehr das klassische Dilemma der Ideologieforschung auch jene Adaptionenversuche durchzieht, die sich um eine angemessene Rekonzeptualisierung bemühen. Zu fragen wäre, ob das Spektrum der angezeigten Phänomene, die unter dem Schirmtopos der Ideologie zusammengeschnürt werden, nicht zu uneinheitlich ist, um diese Einordnung inhaltlich zu begründen. Einige Beiträge klammern die

Wahrheitsfrage von Ideologien aus, mal ziehen sie die Verbindung ideologischer Formationen und gesellschaftlicher Verhältnisse enger, mal weiter und schließlich nähern sie sich dem Gegenstand teils explizit kritisch, wenn sie auf logische Mängel oder moralische Defizite bestimmter Weltanschauungen hinauswollen, oder aber sie nehmen eine werturteilsfreie Sicht in Anspruch, wenn etwa die bloße Beschreibung von Einstellungen adressiert wird. Dass der Band hier keine klare Linie vertritt, sondern die verschiedenen Sichtweisen ins Gespräch bringen will, steht ihm gut an.

Das wird vor allem an den Beiträgen deutlich, die sich der Übersetzung jener konzeptionellen Weichenstellungen in methodische Programme widmen. Die politische Psychologie von John T. Jost, der hier mit einem bereits im *British Journal of Social Psychology* erschienen Aufsatz vertreten ist, wählt einen dezidiert quantitativen Zugang, um länderübergreifend verschiedene Muster der Systemrechtfertigung sowie Einflussfaktoren auf die Unterstützungsbereitschaft von Menschen für den Status quo sichtbar zu machen. Seinen langjährigen Untersuchungen zufolge kommt solchen systemverteidigenden Aussagen eine „palliative Funktion“ zu, weil benachteiligte Gruppen sich dank ihrer „besser fühlen können“ (220). Kurz gesagt, vertragen sich in aller Regel subjektives Wohlbefinden und systemkritische Ansichten nicht, weil letztere mit emotionalem und kognitivem Stress einhergehen. Um die Verhältnisse „wirklich in Frage zu stellen“, müsse „man gewillt und fähig sein, ein hohes Maß an Unsicherheit, ebenso wie potenzielle Gefahren“ (223) für sich selbst, vielleicht auch für die einem nahe Stehenden, in Kauf zu nehmen.

Demgegenüber stützen sich die beiden folgenden Beiträge auf qualitative Methoden. Virginia Kimey Pflücke zeigt im Anschluss an die Methode der Erinnerungsarbeit, wie eine kollektive Bearbeitung subjektiver Erfahrungen auch unbewussten Wirkungen von Ideologien Rechnung tragen kann. Weil narrative Selbstkonstruktionen nie glatt, weil biografische Erzählungen nie frei von Brüchen seien, lohne es sich, gemeinsam nach Gründen für solche Reibestellen Ausschau zu halten. Das Ziel bestehe darin, sich der eigenen „Konstruktion nachträglich bewusst zu werden und die selbst mitgetragene, reproduzierte Ideologie darin zu entschlüsseln“ (289). Das herrschaftssensible Moment der Ideologiekritik wird hier dezidiert aufgegriffen, eine Befreiung in Aussicht gestellt. Sich zu erinnern, heißt nämlich, das Verdrängte und Übergangene zu explizieren, sich bewusst darüber zu werden, welchen Abdruck die gesellschaftliche Zurichtung im Ich hinterlassen hat. Jeder, so der provokante wie beunruhigende Gedanke, sei verstrickt „in die eigene Beherrschung“ (289). Einen ähnlichen Weg schlägt Saskia Gränitz ein, wenn sie sich der Tiefenhermeneutik bedient, um anhand eines exemplarischen Falls auf Verdrängungen, Projektionen sowie latente Schemata des Wahrnehmens und Denkens aufmerksam zu machen. Am Phänomen der Wohnungsnot, über das sie mit einem Betroffenen sprach, deutet sie auf die Funktionalität kollektiv geteilter Ideologien zur individuellen Bearbeitung von Krisen hin, die sich als „Schiefheilung“ (297) begreifen lasse. In der dichten Lektüre des Materials zeigt sie eindrucksvoll, wie „Relativierungen“, „Legitimierungen“ und „Valorisierungen“ (307) der eigenen prekären Lage zu einer realitätsverzerrten, mitunter auch realitätsverdrängenden Wahrnehmung beitragen.

Mit der extremen Nähe zu ihrem Gegenstand eignen sich solche Untersuchungen zwar kaum für Generalisierungen, doch liefern sie eine unerlässliche Ergänzungsleistung für die quantitativ umfangreichen, aber meist detailblinden Großraumstudien. Für eine Vermittlung beider Perspektiven plädiert Felix Knappertsbusch. Für ein solches integratives Unterfangen seien besonders Mixed Methods und Multimethod Research geeignet, weil sie „hermeneutisch-interpretatives Vorgehen“ mit „kausalanalytische[n] Erklärungsmodelle[n]“ (180) zu

verbinden beabsichtigen. Die Verknüpfung von Survey-Daten mit qualitativen Interviews sei der Schlüssel, um generalisierbare Ergebnisse durch tiefere Blicke auf die Verankerung von Ideologien im Denken und Handeln der Subjekte anzureichern.

3. Ideologische Verwerfungen in der Spätmoderne

Bei den verbleibenden Beiträgen handelt es sich um Untersuchungen spezifischer Weltanschauungen und Ideologeme, die uns typischerweise vor Augen stehen, wenn wir an ideelle Verwerfungslinien der Spätmoderne denken. Thematisch lassen sie sich in drei Gruppen sortieren, wobei es sich vor allem um Überblicksaufsätze und Diskursdarstellungen handelt.

Die erste Gruppe setzt sich mit menschenfeindlichen Ideologien auseinander, die bestimmte Charakteristika aufweisen, jedoch häufig gemeinsam auftreten und situativ überlappen können. Ulrike Marz bemüht sich darum, den klassischen Ideologiebegriff zu präzisieren, indem sie dessen Nutzen für die Kritik des Rassismus darlegt. Das Vorliegen verschiedener Formen des Rassismus, seien sie habitualisiert, institutionalisiert oder intellektualisiert, würde, so die These, auf eine Rechtfertigung bestimmter Herrschaftsstrukturen abzielen. Dabei handele es sich nicht einfach um Lügen, sondern um eine Naturalisierung sozialer Tatbestände, denen ein Wahrheitsmoment innewohne. Jedes Verkennen kann zu einem Erkennen werden, weil es Rückschlüsse auf Gegebenes zulässt. Ähnlich stellt sich das Problem des Antisemitismus dar, mit dem sich Lars Rensmann auseinandersetzt. Das Besondere an diesem „Idealtypus totaler Ideologie“ (469) bestehe darin, dass er nicht nur in sich geschlossen, obsessiv und widerlegungsresistent sei, sondern dass er als „grenzenlos beherrschbarer Container“ (475) wirke, als Projektionsfläche für allerlei offene oder verdeckte Fantasien, Ressentiments, Ängste, Sehnsüchte und Wünsche. Weil Anschauungen dieser Art empirisch oft koexistieren, lohne es sich, über deren Intersektionalität nachzudenken. Damit lasse sich, wie Karin Stöger erklärt, das „Ineinandergreifen von Ideologien“ (431) besser verstehen. Mit dem Versuch, den Begriff der Intersektionalität dafür in Stellung zu bringen, begibt sie sich wohlwissend auf vermintes Terrain, droht die Differenzdebatte mitunter doch selbst ideologische Züge anzunehmen. In Abgrenzung zu Angela Davis, die in solche Fahrwasser gerate, versucht Stöger hingegen die Kippunkte in falsch verstandenen Adaptionen des Intersektionalitätsgedankens zu benennen. Ihr Vorschlag lautet demgegenüber mit Adorno, das Universelle nicht aufzugeben und an der Idee gelungener Identität als „widerspruchsvolle Einheit von Identität und Nichtidentität“ (446) gegen Verabsolutierungen einer der beiden Seiten festzuhalten.

Mit dem Blick auf politische Ideologien setzt die zweite Beitragsgruppe einen anderen Schwerpunkt. Eindringlich führt Bassam Tibi den politischen Islam als die „drittichtigste Ideologie des 20. Jahrhunderts“ (510) ein und zeichnet dessen historische Genese sowie dessen wesentliche Überzeugungen nach. Unterschieden werden müsse zwischen zwei Linien des Islamismus, einer gewaltbereiten und einer legalistischen Variante, wobei sich diese nicht in ihren Zielen, sondern allein in der Wahl der Mittel, den „Instrumente[n] der Machtergreifung“ (520), unterscheiden würden. Dagegen plädiert Tibi selbst für einen säkularen „civil islam“ (540), der den Glauben von der politischen Idee zu trennen weiß. Gleichzeitig bildet der Text aber auch eine Übersicht zum eigenen Schaffen, zum Stand der Islamologie, deren

Einsichten Tibi gegen neuere Beiträge der Islamwissenschaft verteidigt. Der Beitrag von Oliver Hidalgo setzt sich mit dem Phänomen des Populismus auseinander und versucht, dessen Sonderstellung zwischen dichter und dünner Ideologie zu präzisieren. Populismus wird dabei zunächst als „Strukturdefekt“ (381) begriffen, der der Demokratie aufgrund ihrer antinomischen Natur eingebaut sei. Stabile Demokratien, die ein Gleichgewicht zwischen ihren widerstreitenden Prinzipien aufweisen, könnten potenziell immer populistische oder postdemokratische Züge annehmen, sofern es zu einseitigen Überhöhungen demokratischer Versprechen komme. Defekte entstehen, wenn „die Statik des Gesamtbildes ins Wanken gerät“ (381). Populismus ähnele vor diesem Hintergrund einer „autoimmunen Übertreibung“ (386), weil er bestimmte konstitutive Elemente demokratischer Ordnungen ausblende und andere verabsolutiere.

Das Erkenntnisinteresse der letzten Gruppe an Beiträgen ist anders gelagert, weil sie eher die Ideologien des Alltags in den Blick nehmen. Robert Zwarg sieht im Automobil einen, wie er schreibt, „Kristallisationspunkt zahlreicher“, mitunter auch widersprüchlicher „ideologischer Kraftfelder“ (339). Wie kein anderes stehe dieses Fortbewegungsmittel für die Errungenschaften und Abgründe der industriellen Moderne. Materialreich zeichnet Zwarg diesen ewigen von Literaten und Intellektuellen geführten Begleitdiskurs nach, führt ihn aber auch mit Blick auf das SUV weiter. Auch dieses stehe, wie das Auto im Allgemeinen, „pars pro toto für das Ganze“ (346), denn an ihm entzünde sich ein neuer Konflikt zwischen sozio-ökologischen Werten und dem Versprechen auf individuelle Freiheit bei maximaler Sicherheit. Jérôme Seeburger nähert sich im letzten Beitrag des Bandes ideologiekritisch dem Alltagsphänomen der Esoterik an. Die von ihm vorgenommene Wesensbestimmung erfolgt anhand einschlägiger Schriften und esoterischer Praktiken, die er untersucht. Obwohl in letzteren ein gewisser „Eklektizismus“ (552) zu verzeichnen sei, handele es sich doch um eine kohärente Ideologie, weil es im Kern um die Sakralität eines wahren Selbst gehe, das sich der Zwänge einer übermächtigen Gesellschaft entledigen könne, indem es sich den Kräften des Schicksals unterwerfe. Erneut tritt hier der ideologietypische Doppelcharakter zutage: So nachvollziehbar das Bedürfnis der Flucht sei, so irrational sei doch der Versuch, der „Sinnlosigkeit Sinn abzupressen“ (573).

4. Ein neuerlicher Bedarf an Ideologieforschung

Der pointierte Titel des vorliegenden Bandes verspricht ein wenig mehr, als er schlussendlich hält, denn die Gegenwart des Ideologiebegriffs wird kaum verhandelt. Dafür fehlen eingehendere Bezüge zu aktuellen theoretischen Debatten, etwa die Fortsetzung der marxistischen Reflexionslinie im „Projekt Ideologietheorie“ so wie bei Slavoj Žižek, oder die Weiterentwicklung der deskriptiven Ideologieforschung im Kontext des *linguistic turns*, wie sie prominent Michael Freeden betreibt. Diese konzeptionellen Ausparungen sind jedoch dem Sachverhalt geschuldet, dass der Band stärker auf eine soziologische Leserschaft zugeschnitten ist, was nicht bedeutet, dass er für PolitikwissenschaftlerInnen wenig hilfreich wäre. Er beweist vielmehr die Aktualität des Konzepts am Material, anhand vielfältiger ideologischer Phänomene und Möglichkeiten, ihrer methodisch habhaft zu werden. Damit dürfte er auch für die politische Theorie inspirierend wirken, denn Ideologien und ihre Verankerung im

Denken und Handeln erklären und verstehen zu können, verlangt nach interdisziplinärer Aufschlüsselung.

Zentrale Facetten der Ideologiedebatte werden nicht nur mit dem Ziel ihrer Reaktivierung gekonnt dargestellt, der Band versucht sich zugleich, trotz interner Heterogenität, zu positionieren. Problematisiert werden insbesondere vermeintlich wertneutrale Ideologieverständnisse. Was wäre nämlich überhaupt der analytische Mehrwert des Ideologiebegriffs, wenn er konzeptionell mit Begriffen wie Einstellung oder Überzeugungssystem zusammenfielen, wenn die Wahrheits- und Geltungsfrage ausgeklammert bliebe? Genau in diesen Fragen liegen aber die Anknüpfungspunkte für eine politiktheoretische Bereicherung des zuvorderst gesellschaftstheoretisch angelegten Bandes.

„Dass es heute (wieder) des Ideologiebegriffs bedarf“, wird in dessen Einleitung als „schlechtes Zeichen“ gedeutet, weil es auf die „Rückkehr des längst überwunden Geglaubten“ (21) verweist und mit ihm auf existenzielle Wertekonflikte, die spätmoderne Gesellschaften vor neue Zerreißproben stellen. Gleichzeitig lässt sich die vorliegende Beitragssammlung aber auch als Beleg dafür heranziehen, dass die Mechanismen ideologischer Affizierung entschlüsselt und vor deren Hintergrund Strategien der Entideologisierung entwickelt werden können. Das macht Mut. Ideologiekritik ist und bleibt kein Kampf gegen Windmühlen.